

HEUSS-FORUM
3/2019

Philipp Nielsen

**Vom Sprechen und Essen in der
„jüngsten Hauptstadt der Welt“:
Das Bonner Bundeshaus in der
frühen Bundesrepublik**

**Theodor-Heuss-Kolloquium 2019
Democracy Revisited. Praktiken, Ordnungen
und Begrenzungen der liberalen Demokratie
von den 1940er Jahren bis zur Gegenwart
10.–11. Oktober 2019**

In Kooperation mit der
Akademie für Politische Bildung Tutzing



AKADEMIE FÜR
POLITISCHE BILDUNG
TUTZING

Philipp Nielsen

Vom Sprechen und Essen in der „jüngsten Hauptstadt der Welt“: Das Bonner Bundeshaus in der frühen Bundesrepublik

Mein Forschungsprojekt ist aus einem doppelten Interesse hervorgegangen: an der Geschichte des Kompromisses in der deutschen Politik und an Architektur.

Während ich für das erste Thema Haushaltsdebatten der frühen Bundesrepublik recherchierte, fiel mir auf, wieviel dort über Architektur gesprochen wurde, und dass dabei räumliche Aspekte weit mehr als Ästhetik im Fokus standen. Abgeordnete debattierten über das Verhältnis von Opposition und Regierung und über die Möglichkeiten der freien Rede genauso wie über die Arten der Begegnung zwischen Politikern und Bürgern – Frauen wurden eher selten erwähnt. Freie Rede, der Kontakt zwischen Opposition und Regierung sind zumindest auch ein Teil der Voraussetzungen für Kompromissaushandlung und -findung. Damit hatte ich mein Thema gefunden. Und mit meinem Beitrag zum Reden und – vielleicht etwas überraschender – zum Essen im Bonner Bundeshaus möchte ich den Kolloquiumstitel „Democracy Revisited“ aufgreifen und neue Perspektiven auf die frühe bundesrepublikanische Demokratie aufzeigen.

Ich beginne am Anfang oder zumindest an einem Anfang, der konstituierenden Sitzung des Bundestages in Bonn. Am 7. September 1949 interviewte *Die Welt* den Architekten des Bundeshauses Hans Schwippert. Zu „seinem“ Haus befragt, führte er aus: „[...]Es kam darauf an, einen neuen Ansatz zu finden und

Räume zu schaffen, in denen selbst bei größten Ausmaßen der Mensch in seiner Bewegung das wesentliche bleibt. [...] Ein Haus des Gesprächs sollte es werden, und ich glaube, daß es das auch geworden ist.“¹

Bonn als deliberative Demokratie zu denken, ist nun sicherlich nicht neu, und ich baue hier auf zahlreichen Studien auf. Auch die demokratische Architektur der Bundesrepublik ist insbesondere auf ihre ästhetische Symbolik hin untersucht worden. Ich verweise hier auf die Arbeiten von Deborah Asher Barnstone, Greg Castillo, Elisabeth Plessen, Heinrich Wefing und Annabel Wharton zur Architektur einerseits und von Arnd Bauerkämper, Nina Verheyen, Anna Parkinson, Till van Rahden und nicht zuletzt Frank Biess zu Demokratie und Emotionen in der frühen Bundesrepublik anderseits.²

¹ „Bonn erlebte seinen großen Tag“, in: *Die Welt*, 8. September 1949.

² Deborah Ascher Barnstone, *The Transparent State: Architecture and Politics in Postwar Germany* (London: Routledge, 2005); Greg Castillo, „Making a Spectacle of Restraint: The Deutschland Pavilion at the 1958 Brussels Exposition“, in: *Journal of Contemporary History* 47, no. 1 (2012): 97–119; Elisabeth Plessen, *Bauten den Bundes, 1949–1989: Zwischen Architekturkritik und zeitgenössischer Wahrnehmung* (Berlin: DOM Publishers, 2019); Heinrich Wefing, *Parlamentsarchitektur: Zur Selbstdarstellung der Demokratie in ihren Bauwerken: Eine Untersuchung am Beispiel des Bonner Bundeshauses* (Berlin: Duncker und Humblot, 1995); Annabel Jane Wharton, *Building the Cold War: Hilton International Hotels and Modern Architecture* (Chicago: University of Chicago Press, 2001); Arnd Bauerkämper, „The Twisted Road to Democracy as a Quest for Security: Germany in the Twentieth Century“, in: *German History* 32, no. 3 (2014): 431–455; Frank Biess, „‘Everybody has a Chance’: Nuclear Angst, Civil Defence, and the History of Emotions in Postwar West Germany“, in: *German History* 27, no. 2 (2009): 215–243; ders. *Republik der Angst: Eine andere Geschichte der Bundesrepublik*

Mit welchen körperlichen Praktiken sollte nun aber die neue „Demokratie des Gesprächs“ gemacht werden? Schwipperts demokratischer Mensch spricht nicht nur, er bewegt sich dabei. Seine Bewegung als Individuum ist konstitutiv für eine demokratische Praxis, die des „menschlichen Maßes“ bedarf. Welcher Raum konnte solch einen Austausch möglich machen, was bedeutete das „menschliche Maß“ in der Praxis?

Die Vorstellungen darüber, wie Raum und körperliche Praktiken mit Demokratie zusammenhängen sollten, waren teils widersprüchlich. Darüber hinaus hingen sie dialogisch mit dem Dritten Reich einerseits und der DDR andererseits zusammen. Doch genau in der Aushandlung der Widersprüche und ihrem Verhältnis zur Vergangenheit und der alternativen Konzeption der Zukunft beeinflussten sie die Entwicklung davon, welche Praktiken als relevant für eine repräsentative Demokratie in der Bundesrepublik gesehen wurden.

Um meinem Fazit vorwegzugreifen: Es scheint mir, dass die räumlichen Erfahrungen in Bonn zu einer Modernisierung des Demokratieverständnisses unter bundesdeutschen Politikern beitrugen. Die Begegnungen von Bürgern und Politikern in und um das Bundeshaus sorgten dafür, dass gerade (aber nicht ausschließlich) sozialdemokratische Politiker ab den späten 1950ern neu darüber nachdachten, was ein „demokratisches Ge-

(Hamburg: Rowohlt, 2019); Anna M. Parkinson, *An Emotional State: The Politics of Emotion in Postwar West German Culture* (Ann Arbor: University of Michigan Press, 2015); Nina Verheyen, *Diskussionslust: Eine Kulturgeschichte des „besseren Arguments“ in Westdeutschland* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010); Till van Rahden, „Clumsy Democrats. Moral Passions in the Federal Republic“, in: *German History* 29, no. 3 (2011): 485–504.

bäude“ in einer modernen Demokratie sein sollte; auf welche Art und Weise demokratische Begegnungen stattfinden sollten. Der Lärm zum Beispiel, den die Besucher des Bundeshauses verursachten, verhinderte, so ein Bundestagsabgeordneter, das konzentrierte Arbeiten genau für seine Wähler.³ Eine repräsentative Demokratie müsse Gebäude haben, die dieses Repräsentieren möglich machten, nicht solche, die selbst repräsentativ waren. Lieber sollten Bürger in die Planung von Regierungsbauten einbezogen werden, als durch ihre Gänge zu streifen oder in den Restaurants zu essen. Bürgerinnen und Bürger sollten nicht mehr bei der Politik zuschauen, sondern bei ihr mitmachen.

Um diesen Wandlungsprozess darzustellen, werde ich mich im Wesentlichen auf das Bundeshaus konzentrieren, aber zum Ende auch auf die weitere Planung Bonns in den 1960ern und 1970ern verweisen.

Das Bundeshaus in Bonn

Schon bevor Bonn im Mai 1949 vom Parlamentarischen Rat zur Hauptstadt der westdeutschen Bundesrepublik gewählt worden war, hatten die Bauarbeiten am künftigen Regierungssitz bereits begonnen. Und die Vergabepraktiken für die Bauaufträge waren später Thema eines Untersuchungsausschusses, der wiederum zur Einrichtung der Bundesbaudirektion führte.

Die Bauarbeiten fanden unter Aufsicht des Unterstaatssekretärs Hermann Wandersleb, Leiter des Büros Bundeshauptstadt Bonn, und des Architekten Hans Schwippert statt. Aber sowohl Konrad Adenauer als auch Delegierte des Parlamentarischen Rates und Regierungs-

³ Heinrich G. Ritzel, *Einer von 518* (Hannover: Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, 1967), 43–44.

beamte des Landes Nordrhein-Westfalen mischten mit. Gemeinsam war allen Beteiligten, dass sie sich explizit darüber Gedanken machten, welche Praktiken die neuen Bauten ermöglichen und welche Gefühle sie dabei hervorrufen sollten; welche einer Demokratie im Schatten des Dritten Reichs und des Zweiten Weltkriegs – und der SBZ – angemessen waren.

Das Bundeshaus sollte modern sein und in keiner Weise an den Monumentalismus des Dritten Reiches erinnern. Zum einen sollte dies durch die architektonische Sprache sichergestellt werden, die schlicht, einfach und bescheiden sein sollte. Zum anderen aber ging es dabei darum, wie sich Bürger und Politiker begegnen, wie sie miteinander sprechen konnten und sollten. Dabei sollte die Interaktion nicht nur auf formale Orte wie den Plenarsaal beschränkt sein, sondern auch auf die Flure, Wandelgänge und die Cafeteria ausgeweitet werden. Der demokratische Austausch sollte nicht nur auf das „bessere Argument“ im Plenarsaal beschränkt sein.

Zunächst stand aber die Akustik des Plenarsaals im Fokus, wenig erstaunlich ob der praktischen wie symbolischen Zentralität dieses Raumes. Bereits vor der Eröffnung des Bundeshauses berichteten Zeitungen über seine ausgeklügelte Akustik, den „schwimmenden Boden“ und andere Maßnahmen, die es möglich machen sollten, frei und ohne Mikrofon zu sprechen. Das bereits eingangs erwähnte Interview in der *Welt* fand vor diesem Hintergrund statt. Schwipperts Ausführungen seien hier noch einmal komplett wiedergegeben:

„Und wir sind dabei [der Konstruktion des Bundeshauses] sowohl am wilhelminischen als auch am NS-Maß gut vorbeigekommen. Denn es kam darauf an, einen neuen Ansatz zu finden und Räume zu schaffen, in denen selbst bei größten Ausmaßen der Mensch in seiner Be-

wegung ein wesentlicher Teil bleibt. Und wenn ich heute die ersten Menschen hier sehe, dort auf den Umgängen, dann bin ich froh darüber, daß meine Vorstellung Wirklichkeit geworden ist. Ein Haus des Gesprächs sollte es werden. Und ich glaube, daß es das auch geworden ist.“⁴

Das menschliche Maß und die Möglichkeit des Gesprächs – sowohl zwischen Bürgern und Politikern als auch unter Politikern – war ein zentrales Element in der Planung des Gebäudes. Es war Teil des sich in der Bundesrepublik entwickelnden Demokratieverständnisses, das das Gespräch, die freie Rede und den respektvollen Austausch von Meinungen im Zentrum hatte.⁵ Die *Westdeutsche Allgemeine* betonte in ihrem Artikel vom 7. September 1949 ebenfalls, wie sehr der Architekt auf das „menschliche Maß“ und auf die Akustik geachtet habe, und zwar nicht nur im Plenarsaal, sondern auch in den „Fluchten mit den Verwaltungszimmern, den Räumen für Sitzungen und Aussprachen.“⁶ Mit ausgeklügelten akustischen Maßnahmen habe der Architekt auch versucht zu verhindern, dass die menschliche Stimme im Raum „hart“ werden würde. Insgesamt seien Räume entstanden, die „keine Repräsentation vortäuschen; kurz, sie haben, wie gesagt, das menschliche Maß.“⁷

⁴ „Bonn erlebte seinen großen Tag“, in: *Die Welt*, 8. September 1949.

⁵ Verheyen, *Diskussionslust*; Martin Conway und Volker Depkat, „Toward a European History of the Discourse of Democracy. Discussing Democracy in Western Europe, 1945–1960“, in: Martin Conway, Martin und Kiran Klaus Patel (Hrsg.), *Europeanization in the Twentieth Century. Historical Approaches* (Basingstoke: Palgrave MacMillan, 2010), 132–156, hier 140–143; Biess, „Everybody has a chance“, 232; siehe auch van Rahden, „Clumsy Democrats“.

⁶ „Das Bundeshaus in Bonn“, in: *Westdeutsche Zeitung*, 7. September 1949.

⁷ *Ibid.*

Die Presse nahm damit dankbar die Punkte auf, die Schwippert wichtig gewesen waren. In den Ausführungen zur Bauplanung hatte er ausführlicher erläutert, was für ihn das menschliche Maß bedeutete:

„Daß ein Raum solcher Größe nicht ‚unmenschlich‘ wurde, daß seine Dimensionen nicht falsche Erhabenheit ausdrücken und daß der Mensch, der einzelne Mensch, in ihm Geltung hat, gelang durch den quadratischen gleichseitigen Grundriß, die begrenzte Höhe von neun Metern, die maßstäbliche Gliederung der Wände und der Decke und die ausgedehnten vielfältigen akustischen Einrichtungen und Sicherungen. Sie geben der natürlichen menschlichen Stimme Freiheit, Stärke und Nachdruck.“⁸

Und wie die *Westdeutsche Zeitung* bemerkt hatte, war Schwippert nicht nur der Plenarsaal wichtig gewesen, sondern das Bundeshaus in seiner Gesamtheit, inklusive Restaurant:

„Die menschliche Stimme! Auch die anderen Räume des Hauses, Gaststätte, Foyer, und insbesondere Büros und Flure der Verwaltungen, sind auf sie bedacht. Ihr Klang ist dort nicht hallend, hart und kalt, wie wir dies von den vielen Bürogebäuden der Wirtschaft und Verwaltung kennen. Und er ist ebenso wenig verschluckt von den verstaubten Mitteln alter Repräsentation, welche den Laut mit Stuck und Teppich, Vorhang und Polster drosseln.“⁹

So sehr die Presse zunächst vom Bau überzeugt schien, in der Planung hatte Schwippert nicht komplett freie Hand gehabt. Im Zusammenhang mit der Betonung der einzelnen Stimme hatte der Architekt eine kreisförmige und nicht-hierarchische Bestuhlung des Ple-

narsaals vorgeschlagen, in der jeder jeden direkt ansprechen konnte und in der der Unterschied zwischen Parlament und Regierung aufgehoben worden wäre. Adenauer, der von der symbolischen Wirkkraft moderner Architektur durchaus überzeugt war, ging dies zu weit, und ebenso der Mehrheit der Abgeordneten selbst. Stattdessen wurden die Sitze in einem partiellen Halbkreis auf die Regierungsbank und das Sprecherpodest hin ausgerichtet wie bereits im Reichstag in Berlin.

Adenauer begann auch an der Glasfassade des Plenarsaals zu zweifeln. Nach einer eintägigen Sitzung im Juni 1949 in Genf in einem Raum mit Glasfassade schrieb Adenauer an Schwippert. Er beschwerte sich, dass „kein normaler Mensch“ in einem solchen Raum arbeiten könne. „Es gibt nichts Ungemütlicheres, fast möchte ich sagen, Unerträglicheres, als einen Aufenthalt in einem solchen Glaskasten. Die Lichtverhältnisse darin sind derartig unangenehm und störend, daß ich mir nicht vorstellen kann, daß ein normaler Mensch in einem solchen Raum vernünftig denken und sprechen kann.“¹⁰ Im Gegensatz zur Sitzanordnung kam Adenauer hier zu spät. Die Bauten waren bereits zu weit fortgeschritten, als dass sich die Planung noch hätte ändern lassen. So war Adenauer gezwungen, für die nächsten 14 Jahre seiner Kanzlerschaft in eben einem solchen Raum denken und reden zu müssen, wobei Vorhänge und später extra Tribünen den eigentlichen Lichteinfall – und damit auch die symbolische Transparenz – stark begrenzten.

Das Reden war aber nicht nur für ihn, sondern auch für die anderen Abgeordneten bei weitem nicht so einfach, wie es ihnen vom Architekten und den euphorischen Zeitungs-

⁸ Zitiert in Gerda Breuer, *Hans Schwippert: Bonner Bundeshaus 1949* (Tübingen: Wasmuth Verlag, 2009), 45.

⁹ *Ibid.*, 58

¹⁰ Adenauer an Schwippert, 30. Juni 1949, abgedruckt in: Breuer, *Hans Schwippert*, 84–85

artikeln versprochen worden war. Noch kurz nach der Eröffnung des Bundeshauses berichteten zahlreiche Zeitungsartikel von der raffinierten Akustik des Plenarsaals mit seinem „schwimmenden Boden“. Und ein Architekturkritiker schrieb sogar 1951 noch enthusiastisch, dass „die Stimme bei normaler Lautstärke von jedem Platz aus vernommen werden“ konnte.¹¹ Zu diesem Zeitpunkt war zumindest die Kritik an der Saalakustik deutlich vernehmbar. Die Stimmen der Abgeordneten im Saal dagegen weniger. Entweder waren diese oder die Sitzungen insgesamt nicht „normal laut“. In seinem autobiographischen Handbuch über parlamentarische Abläufe beschwerte sich der langjährige SPD-Abgeordnete Heinrich Ritzel 1967, dass die Abgeordneten selbst für einfache Nachfragen zu den wenigen Standmikrofonen im Saal gehen müssten. Das war das Gegenteil dessen, was mit direkter und offener Diskussion beabsichtigt gewesen war.¹² In ähnlichen Worten monierte der langjährige Bundestagspräsident und CDU-Politiker Eugen Gerstenmaier, dass freie Rede vom Platz beinahe unmöglich sei.¹³

Was das Reden und Denken zusätzlich erschwerte, war der Erfolg einer anderen demokratischen Absicht des Gebäudes: seine Offenheit für Bürger und deren zahlreiche Präsenz. Die konstituierende Sitzung des Bundestags am 7. September 1949 wurde per Lautsprecher an die „tausende von Bonnern und viele Gäste aus dem weiten Land herum“ übertragen.¹⁴ Und auch danach tummelten

sich die Besucher im Haus und vor allen Dingen im Restaurant.

Damit bin ich beim zweiten Teil meines Beitrags, der vielleicht weniger offensichtlich ist als das Reden, nämlich das Essen.

„Politik geht durch den Magen“

Von Ende August bis Ende September 1949 konnte man kaum eine Zeitung aufschlagen, ohne von einer Geschichte über Bonn und das Bundeshaus, „Die Weißen Würfel am Rhein“, begrüßt zu werden.¹⁵

Und im besonderen Fokus stand dabei das Restaurant des Bundeshauses, dessen Besuch für die bundesdeutsche Presse eine wichtige Rolle bei der Etablierung demokratischer Praktiken zu spielen schien. Beim gemeinsamen Mittag- und gelegentlichen Abendessen konnte diskutieren geübt und die Unbeholfenheit in Belangen der demokratischen Etikette, die Till van Rahden der frühen Bundesrepublik attestiert, unter Würstchen und Sauerkraut begraben werden.¹⁶ Die Häufigkeit, mit der über die Cafeteria des Bundeshauses geschrieben wurde, verdeutlicht, welchen Stellenwert dieser Teil der demokratischen Praxis besaß – nicht nur, aber sicherlich auch, weil zu diesem Zeitpunkt die Nahrungsmittelknappheit der unmittelbaren Nachkriegsjahre abnahm.¹⁷

Ein Artikel aus der *Rheinischen Post*, einer CDU-nahen Zeitung aus Düsseldorf, ist ein gutes Beispiel für die damalige Berichterstat-

¹¹ Willi Grohmann, „Das hellste Parlamentsgebäude der Welt“, in: *Neue Zeitung Berlin*, 4. März 1951, zitiert in: Breuer, *Hans Schwippert*, 53.

¹² Ritzel, *Einer von 518*, 111.

¹³ Vgl. Breuer, *Hans Schwippert*, 68.

¹⁴ „Bonn erlebte seinen großen Tag“, in: *Die Welt*, 8. September 1949.

¹⁵ „Die weißen Würfel“, in: *Kölnische Rundschau*, 14. September 1949; „Bonn erlebte seinen großen Tag: Politik hinter Glas und Rahmen“, in: *Die Welt*, 8. September 1949.

¹⁶ Vgl. Till van Rahden, „Clumsy Democrats“.

¹⁷ Vgl. Alice Weinreb, *Modern Hungers: Food Power in Twentieth-Century German History* (Oxford: Oxford University Press, 2017).

tung. Am 17. Oktober 1949 veröffentlicht, also etwas mehr als einen Monat nach der konstituierenden Sitzung des Bundestags, trug er den Titel: „Politik am Kaffeetisch: Beobachtungen aus der Bundeshaus-Cafeteria“. Der Autor, ein Dr. H. N., kommentierte zunächst die Nüchternheit der Möblierung, bei der „lediglich die bunten Vorhänge und die vielen kleinen bunten Vasen auf den einzelnen Tischen dem Raum eine freundliche Note“ geben.¹⁸ Hermann Wandersleb, aus dessen Zeitungssammlung dieser Artikel stammt, hatte sich eben jene Passage auch unterstrichen, vermutlich als Gegenargument für die bereits aufkommenden Verschwendungsvorwürfe.

Der Verfasser des Artikels erläuterte nicht weiter, was er unter der freundlichen Note verstand, aber sie war ihm im Kontext der sonstigen Nüchternheit wichtig. Noch wichtiger war ihm allerdings der demokratische Geist, den die Cafeteria ihren Besuchern dadurch vermittelte, dass sie hier Politikern nicht nur nahe sein konnten, sondern in der Praxis des Essens deren Ähnlichkeit entdeckten. Während sich der Journalist durch die Cafeteria schlängelte, um einen freien Tisch zu erreichen, erkannte er an den Gesprächsfetzen, „daß alle, die hier sind, auch Menschen sind wie Du und ich.“ Die Hierarchien aufzulösen, die die Architektur und Inszenierung des Dritten Reiches aufgebaut hatten, war eines der Hauptanliegen der Bonner Planer gewesen.

Für die *Rheinische Post* spielte aber nicht nur das Verhältnis von Regierenden zu Regierten eine Rolle, sondern auch das von Regierung zu Opposition. Eben jenes Verhältnis war bereits

in der Weimarer Republik angespannt gewesen und sowohl praktisch wie auch theoretisch hinterfragt worden, um von der Praxis des Dritten Reiches gar nicht erst zu sprechen. Dr. H. N. paraphrasierte nun genau einen Weimarer Staatsrechtler, wenn er schrieb: „Bei einer Tasse Kaffee und einer Zigarre lässt sich eben einfacher verhandeln als mit hitzigen Köpfen im Sitzungssaale. Meist sitzen die Parteien unter sich, doch besteht keine enge Sitzordnung, so daß sich ‚Freund und Feind‘ oft am gleichen Tisch vereint finden.“ Dies machte die Cafeteria und die Terrasse seiner Meinung nach zum besten Ort der politischen Kompromissfindung. Denn „auch die Liebe zur Politik“ gehe durch den Magen. Die Räumlichkeiten des Bundeshauses und die Praktiken, die sie möglich machten, waren anscheinend für die erhoffte politische Kultur der Bundesrepublik genauso wichtig wie verfassungsrechtliche Arrangements. Und die Bedeutung, die die junge Bundesrepublik dem Gespräch beimaß, wird hier ganz praktisch deutlich.

Die *Rheinische Post* war nicht die einzige Zeitung, die im Rahmen der Eröffnung des Bundeshauses über dessen Restaurant schrieb. Neben dem Versprechen des unmittelbaren Austausches, das laut Schwippert ebenfalls im Restaurant eingelöst werden sollte, verwies es auch auf eine Art von Modernität, die nach dem Krieg weniger bedrohlich und verlockend zugleich erscheinen sollte und musste. Dabei scheint in allen Schilderungen immer wieder die Sorge durch, ob man nun wirklich so modern und damit demokratisch war wie erhofft. Bereits im Juli 1949 veröffentlichte die *Westdeutsche Rundschau* aus Wuppertal einen Artikel über „Die größte und modernste Gaststätte Deutschlands“, in der ein amerikanischer

¹⁸ „Politik am Kaffeetisch: Beobachtungen aus der Bundeshaus-Cafeteria“, in: *Rheinische Post*, 17. Oktober 1949.

Besucher die Modernität des Bundeshauses bestätigen musste.¹⁹

Und vier Tage später schrieb auch die *Kölnische Rundschau* über „Deutschlands modernste Küche“ und hob wie die *Westdeutsche Rundschau* hervor, dass sie zweimal am Tag bis zu 1000 Mahlzeiten zubereiten konnte. Die Küche, die nicht nur für die Hausfrau von Interesse war, glänzte nun nicht durch Bescheidenheit, sondern sie bot auf, „was die deutsche Industrie nach den letzten Erkenntnissen der Technik herstellen konnte.“²⁰ Wenigen Berichterstattem ging die Modernität zu weit und erschien der Würde des Hauses nicht angemessen. Für die meisten stellte dagegen gerade der Massencharakter der Essenszubereitung ein demokratisches Versprechen dar, auch und gerade vor dem Hintergrund der Mangelersahrung aus Krieg und Nachkrieg.

Das Restaurant und insbesondere seine Terrasse galten als Gleichmacher par excellence. Selbst ein ansonsten kritischer Artikel in *Christ und Welt* im August 1950 über die hohen Baukosten Bonns wurde illustriert mit einem Bild der Terrasse mit der Bildunterschrift, dass auf dieser sich „gern die Scharen der Ausflügler unter die Abgeordneten und Journalisten“ mengen.²¹ Gerade vor dem Hintergrund der sonstigen Verschwendungsvorwürfe wurde damit der einfache Kontakt als demokratische Tugend hervorgehoben.

Selbst ein Artikel der SED-nahen *Berliner Zeitung* zu Bonn vom Januar 1955 begann

durchaus positiv mit dem „hypermodernen Café des Bundeshauses“.²²

Schluß

Die Berichte über die Gaststätte und über das freie Sprechen verdeutlichen, wieviel Wert dem direkten Austausch von Politikern und Bürgern auch jenseits von Feuilleton und politischer Theorie beigemessen wurde. Ich will hier allerdings keine ungebrochene Erfolgsgeschichte erzählen. Wie schon angedeutet, sorgten gerade die Frustrationen in Bezug auf das Gebäude für ein Weiterdenken demokratischer Praktiken. Vielleicht finden sich hier auch Anknüpfungspunkte an Bernhard Gotos Arbeiten zur Enttäuschung.²³ Der bereits erwähnte Heinrich Ritzel zum Beispiel hinterfragte auf Grund seiner negativen Erfahrung mit dem Bundeshaus, der schlechten Akustik, der zu gering bemessenen Arbeitsflächen, des Lärms, den Besucher in das Haus trugen, den dem Haus zu Grunde liegenden Repräsentationsbegriff. Nicht das Gebäude als solches müsse repräsentativ sein, sondern es müsse ihm, dem Abgeordneten, die Repräsentation seines Wahlkreises möglich machen. Dafür bedürfe es in einer modernen Demokratie mit ihrer Spezialisierung und Technisierung vor allen Dingen angemessener Arbeitsräume, Hilfskräfte, Orte zum Nachdenken und Diskutieren. Der Kontakt mit den Bürgern sollte im Wahlkreis stattfinden.

Adolf Arndt, der sogenannte Kronjurist der SPD, monierte 1960 in einem Vortrag eben-

¹⁹ „Die größte und modernste Gaststätte Deutschlands“, in: *Westdeutsche Rundschau*, 23. Juli 1949.

²⁰ „Deutschlands modernste Großküche“, in: *Kölnische Rundschau*, 27. Juli 1949.

²¹ „Bonn im teuren Maßanzug“, in: *Christ und Welt*, 24. August 1950.

²² Jürgen Rühle, „Wir könnten uns reich beschenken“, in: *Berliner Zeitung*, 9. Januar 1955.

²³ Vgl. Bernhard Gotto, *Enttäuschung in der Demokratie. Erfahrung und Deutung von politischem Engagement in der Bundesrepublik Deutschland während der 1970er und 1980er Jahre* (Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2018).

falls, welche Last dieses „wirr und billig aneinander gestückte Gehäuse“ für die Arbeit der Parlamentarier darstelle.²⁴ Die Besucher seien vielleicht von seiner Bescheidenheit angetan, aber demokratisches Bauen müsste fortan nicht das Gebäude, sondern den Prozess meinen. Die Planungsprozesse sollten demokratisch und damit das Konzept der Demokratie erweitert werden. Damit propagierte er ein „mehr Demokratie wagen“ *avant la lettre*, das alsbald von der Bundesbaudirektion aufgenommen wurde. Als sie Mitte der 1960er die Erweiterung des Bonner Regierungsviertels in Angriff nahm, sah die Bundesbaudirektion mit ihrer Planungsgruppe eine Reihe von Dialogen mit Bürgerinnen und Bürgern vor, um sie in die Gestaltung der Bundeshauptstadt einzubinden. Die Effektivität dieses Vorhabens wurde zugegebenermaßen dadurch eingeschränkt, dass die Planungen so lange geheim gehalten wurden, bis ausreichend Bauland vom Bund aufgekauft war, da ansonsten – so die Befürchtung – die Bodenpreise zu stark ansteigen würden. Die Zufriedenheit der Bürger mit dieser späten Konsultation war verständlicher Weise begrenzt. In späteren Bauabschnitten in den 70er Jahren funktionierte der Bürgerdialog aber durchaus besser.

Parallel zur erstrebten Demokratisierung der Bauprozesse wurde der Gedanke des direkten Kontakts zwischen Politik und Bürgern nicht aufgegeben. Allerdings verschob er sich von einzelnen Gebäuden auf Gebäudeensemble und fügte sich damit auch besser in die Beteiligungsprozesse ein. Das neue Regierungsviertel in Bonn sollte in den Geschäften der Sockelgeschosse der Neubauten Bürger und Politiker zumindest im Konsum vereinen. Ölkrise

²⁴ Adolf Arndt, „Demokratie als Bauherr“ in: Arndt, *Geist der Politik: Reden* (Berlin: Literarisches Colloquium Berlin, 1965), 217–238, hier 226.

und die RAF vereitelten die ambitionierten Neubaupläne und ebenso die Öffnung nach außen.

Statt eines komplett neuen Viertels wurden lediglich zwei Türme, die sogenannten Kreuzbauten, errichtet. Und diese waren abgeschirmt durch Stacheldraht und Schützenpanzer. Das hielt den *Stern* in einer Coverstory aus dem Jahr 1974 zur Eröffnung der Kreuzbauten, die den verheißungsvollen Titel „Hauptstadt oder Regierungsdorf“ trug, allerdings nicht davon ab, sie unter anderem mit einem Bild des damaligen Bundesjustizministers Hans-Jochen Vogel, dessen Ministerium in einen der beiden Türme zog, in der Kantine zu zeigen, wie er sich Würstchen, Sauerkraut und Kartoffeln auf seinen Teller lud. Manche Topoi erwiesen sich als durchaus langlebig.

Zitation:

Philipp Nielsen: Vom Sprechen und Essen in der „jüngsten Hauptstadt der Welt“: Das Bonner Bundeshaus in der frühen Bundesrepublik, in: HEUSS-FORUM 3/2019, URL: www.stiftung-heuss-haus.de/heuss-forum_3_2019.